**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
**Herausgeber:** Verein Saiten
**Band:** 19 (2012)
**Heft:** 217

**Rubrik:** Thema

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*TapTab-Werbung 1997 mit den Beatles und Klaus Beyer (rechts).* Bild: pd

SCHAFFHAUSEN

## Ein Musikschuppen fürs Leben

Am Vorabend der Eröffnung sah es aus wie auf allen Baustellen am Vorabend der Eröffnung: als wäre eine Bombe explodiert. Keiner der stoisch workenden Fronarbeiter konnte sich vor der Nachtschicht vorstellen, an dieser Stelle am nächsten Abend die Geburt eines neuen Musikclubs zu feiern. Genau dies tat man dann doch: «Man eröffnet nicht sehr oft in seinem Leben einen Musikschuppen. Lasset uns denn feiern und auf die Kacke hauen», meinte Festredner Walter Millns. Passenderweise war es der windschiefe deutsche Beatles-Übersetzer/Interpret und geniale Dilettant Klaus Beyer, der die Bühne einweihte. Christoph Schlingensief sollte ihn Jahre später ebenfalls entdecken, Mainstream sieht definitiv anders aus.

Es war der 19. September 1997, als der TapTab Musikraum in Schaffhausen startete, gut einen Monat, bevor das Kulturzentrum Kammgarn als Ganzes eingeweiht wurde. Wir Beteiligten gingen auf dem Zahnfleisch, prosteten uns zu, ausgepowert und glücklich: am Ziel, endlich! Wir hatten unseren «Musikschuppen fürs ganze Leben», wie die Regionalpresse nach der Eröffnung titelte. Was uns indes erst allmählich ins Bewusstsein sickerte: Das war nicht das Ende, sondern ein Anfang. Nach jahrelangen Rangeleien – die erste Planungssitzung mit der Stadt Schaffhausen hatte 1990 stattgefunden –, einer gescheiterten Volksabstimmung, einem neuen Anlauf und dem einjährigen Umbau galt es nun, einen eigenen Club zu betreiben. So plötzlich. Ein Schock. Wir waren ja nur eine Handvoll Leute mit gutem Willen und wenig Ahnung. Zum Glück hatten uns schon beim Umbau des einstigen Abfallkellers der Kammgarnspinnerei zum Musikclub gegen fünfzig Leute geholfen, einfach so. Einige von ihnen stiegen ein, halfen mit, Konzerte, Partys und die Clubinfrastruktur zu organisieren. Bis heute macht diese Durchlässigkeit den TapTab Musikraum aus: Neue, junge Leute sind willkommen, ohne sie würde es den Club schon längst nicht mehr geben.

Der Schuppen funktioniert bis heute mit herzlich wenig Subventionen der öffentlichen Hand: 30'000 Franken pro Jahr zahlen Stadt und Kanton (mittlerweile) zusammen. Grosse Momente gabs allerdings von Anfang an: Eines der anrührendsten Konzerte spielte am 4. November 1997 die Hamburger Band Fink um den eben erst und viel zu jung verstorbenen Nils Koppruch (R. I. P.) vor etwa dreissig Knöchen, mitten in einer Deko mit echten Heuballen.

Über die fünfzehn Jahre seines Bestehens entwickelte sich der TapTab Musikraum zum etablierten, auch: professionalisierten Kulturort. Er ist das «Herz» des Schaffhauser Ausgangslebens, wie es Philipp Albrecht, Sänger von Min King, kürzlich in einem DRS-1-Interview auf den Punkt brachte. An den Wochenenden ist der Laden mit einer Kapazität von 200 Leuten meist rappelvoll und eine ziemlich gut geölte Partymaschine. Umso wichtiger, dass Experimente, Leises, Verqueres, Durchgeknalltes dort weiter Platz haben. So sehe ich das, als letzter verbliebener Aktiver der Gründergeneration. Und ich weiss, dass ich damit in guter Gesellschaft bin. Nice!

**Jürg Odermatt,** 1962, ist Sänger bei Papst & Abstinenzler, Korrektor und Mitbetreiber des Blogs «Verfaulte Geschichten».

APPENZELL

## Alles neu, alles beim Alten?

Die Ausserrhoder Exekutive wird in den nächsten Jahren durchgerüttelt – vielleicht. Wenn weiterhin sieben Köpfe die Geschicke des Ländchens lenken, hat vor allem die FDP ein Problem: Drei ihrer vier Regierungsräte sind gleich alt und müssen demnächst gehen. Gespräche über das schlecht konzertierte Rücktrittsgebaren der Magistraten machen seit längerem die Runde. Seit Ende September sind nun neue Szenarien auf dem Tapet. Der Regierungsrat hat ein Dossier zur Staatsleitungsreform in die Vernehmlassung geschickt. Damit soll der längst überfällige Schritt von der Landsgemeinde zur Urnendemokratie abschliessend vollzogen werden. Ziel ist u.a. die Stärkung von Regierungs- und Kantonsrat. Auch die Verabschiedung vom Begriff «Gewaltentrennung» zugunsten der zeitgemässen «Gewaltenteilung» unterstreicht die Bemühungen um Kooperation in der Staatsleitung. Das sind durchaus brauchbare Ansätze.

In der Presse, in der Verwaltung und in der Bevölkerung gibt aber das am meisten zu reden, was man sich gut merken kann und wovon vordringlich der ganze Verwaltungstross direkt betroffen ist: die Reduktion der Zahl der Regierungsräte und damit auch der Departemente von sieben auf fünf. Glarus und Obwalden haben Ähnliches schon umgesetzt. In Glarus beispielsweise heissen die fünf Departemente «Sicherheit und Justiz», «Volkswirtschaft und Inneres», «Bau und Umwelt», «Finanzen und Gesundheit» sowie «Bildung und Kultur». Die Ausserrhoder Regierung hat sich noch einen zweiten Vorschlag vorbehalten: Sie priorisiert das «5er-Modell», schickte aber eine Beibehaltung des «7er-Modells» mit in die Vernehmlassung. Beide Modelle sehen vor, dass Regierungsräte künftig im Voll- statt im Hauptamt tätig sind und die Amtszeit auf sechzehn Jahre beschränkt wird. Die Altersguillotine 65 wird aufgehoben. Im «5er-Modell» würde der Landammann durch das Volk gewählt, und zwar für zwei Jahre. Er oder sie müsste dann mindestens zwei Jahre aussetzen bis zur allfälligen Wiederwahl. Im «7er-Modell» wechselte Herr oder Frau Landammann den Hut jährlich und würde durch die Regierung selbst aus ihrer Mitte bestimmt.

Gerade dieser letzte Punkt macht dem Volk das «5er-Modell» beliebt – und wenn dieses regierungsrätliche Wunschmodell kommt, so könnte in der Ausserrhoder Exekutive vieles beim Alten bleiben … vorausgesetzt, dass alle, die dürfen, bleiben wollen und 2015 wiedergewählt werden. Hans Diem (SVP) und Köbi Brunnschweiler (FDP), beide 1998 gewählt, müssten gehen. Es verblieben Rolf Degen (FDP), Köbi Frei (SVP), Jürg Wernli (FDP), alle seit

2003, Marianne Koller (FDP, 2005) und Matthias Weishaupt (SP, 2006), die alle 2019 nicht mehr antreten dürften. Das bedeutete fürs Erste also keine Durchrüttlung. Fürs Erste keine neuen Köpfe.

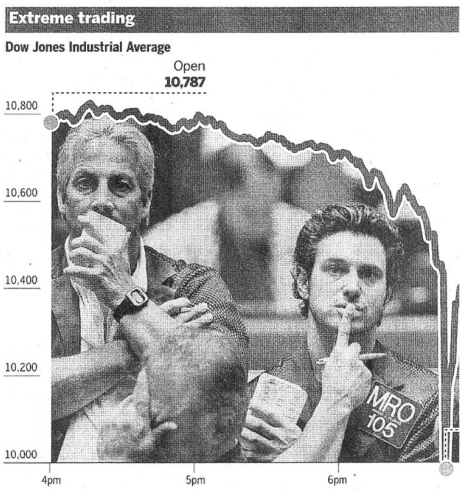
**Heidi Eisenhut,** 1976, Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

WINTERTHUR

# Haben Sie fünf Minuten?

Flash Crash – unter diesem Namen wurde der plötzliche Einbruch der US-Börse am 6. Mai 2010 bekannt. Einzelne Aktientitel verloren zeitweise mehr als 99 Prozent ihres Werts. In wenigen Minuten sank der Index S&P 500 um sechs, der Industrie-Index Dow Jones um über neun Prozent. Die Intensität des Handels schoss zugleich um ein Sechsfaches in die Höhe. Doch stiegen die Kurse rasch wieder an. Der Flash Crash blieb Episode: ein Zucken, ein Flackern auf den Bildschirmen, wenn man so will. Allerdings blieb unklar, warum es zu diesem Blackout kam. Als Erklärungen werden der Tippfehler eines Händlers aber auch systemische Effekte des automatisierten Handels genannt: menschliches oder technisches Versagen?

Über diese und andere Fragen kann am 10. November in der Architekturhalle der ZHAW diskutiert werden, und zwar mit einem Banker, einem Buchhalter, einem Künstler oder einem Punk. So verspricht es die Ankündigung der Veranstaltung «Speed Dating the Future» – die Affinität von Finanzbranche und Prekariat scheint nicht ganz zufällig. Das rasche Kennenlernen steht im Zeichen der grossen Frage nach der Zukunft des Kapitalismus und ist Teil des Rahmenprogramms der Kurzfilmtage. Veranstalter sind jedoch nicht die Kurzfilmtage selber, sondern ein Think Tank namens «Web for Interdisciplinary Research & Expertise» (W.I.R.E.). Dieser wiederum ist eine Kooperation des Collegium Helveticum mit der Bank Sarasin. Das Collegium Helveticum ist seinerseits eine interdisziplinäre Initiative von Universität und ETH Zürich, die Bank Sarasin gehört seit kurzem der brasilianischen Safra-Gruppe. «Speed Dating the Future» ist also gewissermassen ein strukturiertes Produkt der Gattung public private partnership. Komplementär zur «strukturierten Verantwortungslosigkeit» (Claudia Honegger) steht es für die Aufteilung der zivilgesellschaftlichen Sorge. Wo klemmt es, wer hat versagt, wie geht es weiter? So lauten die Fragen – und wie auch immer die Antworten ausfallen: sie werden kurz sein.




*Führte menschliches Versagen zum Flash-Crash der Börse 2010?* Bild: pd

Und noch etwas ist sicher: «Speed Dating the Future» verweist darauf, dass das Selbstverständnis, mit dem sich die Leute im 21. Jahrhundert von finanzwirtschaftlichen Prozessen begleiten lassen, nachhaltiger gestört ist, als es die Kursbewegungen an den Börsen abbilden könnten. Die Teilnahme ist also empfehlenswert und verspricht kleine Störungen der Selbst- und Weltwahrnehmung; einen ganz persönlichen Flash Crash, sozusagen. Ein Totalabsturz der Weltbilder ist eher unwahrscheinlich.

**Wendelin Brühwiler,** 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

VORARLBERG

# Der Dinkel und die Kirchenlehrerin

Wenn man wie ich die schlechte Angewohnheit hatte, morgens den Lokalsender am Radio aufzudrehen und ihn den Vormittag über im Hintergrund laufen zu lassen, penetrierte einem lange Zeit eine besonders dumme Sendung das dem Apparat zugewandte Ohr: Kochen mit Hildegard, manchmal auch: Hildegard-Medizin. Mittlerweile hat das vielleicht etwas nachgelassen, und ich musste auch feststellen, dass Vorarlberg zwar ein besonderes Nest von Hildegard-Anhängerinnen sein mag, der unsinnige Kult um die Hildegard-Medizin aber durchaus auch in Süddeutschland und in der Ostschweiz fröhliche Urständ feiert.

Hildegard von Bingen (1098–1179) ist am 7. Oktober 2012 von Benedikt XVI. zur Kirchenlehrerin erklärt worden. Das ist im Katholizismus eine Person, die den Menschen die Lehre des eigentlichen Kirchenlehrers Jesus Christus besonders nahe bringt, zum Beispiel Albertus Magnus, Anselm von Canterbury, Johannes vom Kreuz oder Teresa von Ávila. Eine Voraussetzung war Hildegards Heiligsprechung, die erstmals 1227 und in den folgenden Jahrhunderten noch mehrmals gescheitert war, bis zu einer «gleichwertigen Kanonisierung» durch den Papst am 10. Mai 2012. Benedikt wird dabei weniger an Dinkelrezepte und Gute-Laune-Kekse als vielmehr an Aussagen Hildegards wie die folgenden gedacht haben: «So dürfen auch keine Frauen zu diesem meinem Altardienst hinzutreten, weil sie ein schwaches und gebrechliches Gefäss sind. Sie sind dazu bestellt, Kinder zu gebären und die sie gebären, sorgfältig aufzuziehen.» Oder: «Und so ist das Weib schwach und blickt zum Manne auf, um von ihm umsorgt zu werden, ähnlich wie der Mond seine Stärke von der Sonne empfängt. Deshalb ist die Frau auch dem Manne unterworfen und muss jederzeit zum Dienen bereit sein.»

Hildegard hatte Visionen (die bei agnostischen Psychiatern als Bilderbuchbeispiele von Anfällen auratischer Migräne gelten), schrieb «freche» Briefe an hohe Geistliche und an weltliche Herrscher (von denen es teilweise zwei Versionen gibt, eine deutliche in ihrem Kloster und eine gemässigte beim Empfänger), war als Äbtissin sicher eine gute Managerin (die nur adelige Nonnen in ihr Kloster aufnahm) und eine interessante Person. Alle Bücher, die ihr zugeschrieben werden, wurden von ihrem Schreiber aufgezeichnet und kamen nur in wesentlich später angefertigten Kopien auf die Nachwelt, wobei auch die seriöse, katholische Pro-Hildegard-Literatur seit fünfzig Jahren bei den naturwissenschaftlichen Schriften einräumt, dass sie nicht wirklich auf Hildegard zurückgehen, sondern es sich wohl um Kompilationen aus älteren Schriften anderer, teils antiker Autoren handelt. Die naheliegende Frage, wann denn die viel beschäftigte Äbtissin Zeit und Musse gehabt haben könnte, naturwissenschaftliche Studien zu betreiben und beispielsweise Tiere zu beobachten, wird trotzdem nie gestellt, dafür wird die angebliche Genauigkeit mancher Passagen hoch gelobt, während man auf Behauptungen wie die, der Aal gehe aus der Kopulation eines Aalmännchens mit einer Schlange hervor, nie eingeht.

Bei den Rezepten ist es ähnlich, jeder kennt Hildegard-Rezepte mit Dinkel oder mit Muskatnuss, aber natürlich steht in keinem der Kochbücher ihre Empfehlung, vom Maulwurf nur die Leber, nicht aber das Herz oder die Lunge zu essen, oder ihr Rezept für die Zubereitung des Schweinsigels: in Wasser kochen, mit Zimt, Bertram und Pimpernell würzen. Dafür wissen die Verfasserinnen, was Hildegard von den erst drei Jahrhunderte nach ihrem Tod aus Amerika importierten Pflanzen wie Tomaten, Kartoffeln oder Mais gehalten hätte. Beim Dinkel habe ich den Verdacht, dass man für den von den Nationalsozialisten stark geförderten Anbau nach 1945 eine bessere Patenschaft für dieses Getreide brauchte, und Hildegard da gerade recht kam.

Aber nochmals: Alle seriösen Publikationen zu Hildegard lehnen diese Koch-, Kräuter- und Heilstein-Bücher ab, die mit der historischen Person Hildegard von Bingen definitiv nichts zu tun haben.

**Kurt Bracharz,** 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

# Toggen- versus Hamburg

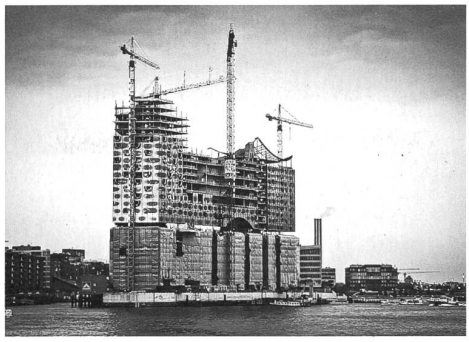
... ja, es liesse sich was daraus machen! In Vergleichen schneiden wir tatsächlich nicht schlecht ab und die «Internationalität» ... tja ... nun denn, Burg ist eben doch nicht gleich Burg. – Vier Tage Hamburg. Abreise um neun Uhr in Wattwil mit dem Voralpen-Express und nur einmaligem Umsteigen in Pfäffikon (ich habe mir die bequemste Reiseroute ausgesucht). Meine Erwartungen an einen Schweizer Zug sind dem Preis-Leistungsverhältnis der zweiten Klasse entsprechend mittelmässig. Aber dann doch: Was für eine Enttäuschung! Ein «Fanzug» ab Chur bis Hamburg, kaputte Sitze und eine nicht funktionierende Toilette. Vielleicht will man ja in Deutschland die Zuwanderer abschrecken?

Zwölf Stunden später: Ankunft in Hamburg, Hauptbahnhof abends um neun Uhr, Massen von Menschen unterwegs. Vergleich: Bahnhof Wattwill abends um neun Uhr, ein Ort der Meditation. In Hamburg: Hotels überall. Im Toggenburg: Fast überall ... Kultur und Kunst? Ja aber hallo. Kunsthallen, Museen, Galerien und die Deichtorhallen. Im Toggenburg? Ja, auch die Kunsthallen. Wir können der Fläche entsprechend mithalten, und das Angebot ist bei uns auch nicht schlecht. Sport? Wird in der nordischen Hafenstadt gross geschrieben. Wir im Toggenburg können auch hier mithalten. Was auf der Alster an Wassersport betrieben wird, wird im Toggenburg mit Berg- und Wintersport wettgemacht. Theater und Konzerte? Ist international, nicht nur in den Burgs, eine finanzielle Herausforderung. Die Lokalitäten, woTheater und Konzerte aufgeführt werden sollen, sind die Knackpunkte. In Hamburg ist es die in Bau befindliche Elbphilharmonie in der Hafencity – inklusive Hotel, Eigentumswohnungen und eigener Anlegestelle der Hafenfähre. Die Elbphilharmonie verschlingt bereits mehrere hundert Millionen zusätzlich; das wird mit Sicherheit ein Denkmal werden, oder ein weiteres Weltwunder. Merci an die Schweizer Stararchitekten Herzog und de Meuron.

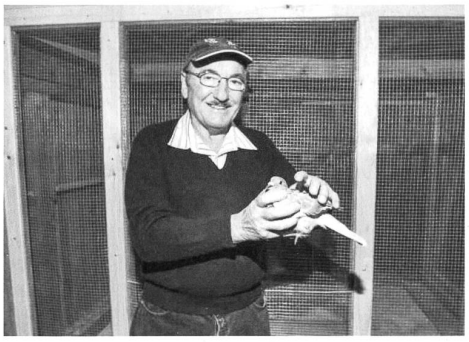
Lassen wir den Vergleich aufkommen mit dem Schwendisee, dem vergangenen Traum des Klanghauses. Entwurf durch einen weiteren Stararchitekten, Peter Zumthor. Auch das Klanghaus wäre an einem See gelegen. Nur wird im Toggenburg nicht gebaut und in Hamburg schon. Unvergleichlich aber das Kraftwerk Krummenau – sicher nicht milliardenverschlingend, dafür schon lange in Betrieb –, der Zeltainer in Unterwasser, das Chössi in Lichtensteig, der feine Freitag in Ganterschwil und das Rössli in Mogelsberg (wenn ich etwas vergessen habe, dann teilt es mir bitte mit). Wir stehen vergleichsmässig gut da mit unserem Burg. Da mein Ausflug fluchtbedingt war (Berge können auch schon mal einengen und lassen sich nicht verschieben), habe ich die Weite, das Wasser und die Wellen genossen. Und das Nachtleben. Das findet ja so gut wie gar nicht statt im Toggenburg. Nur das Nacktwandern, das könnte irgendwie vergleichbar sein mit der Reeperbahn in St.Pauli.

Schön wars da und schön ists wieder hier zu sein, nach zwölf Stunden Zugfahrt. Zurück in einem schönen, luxuriösen Zweite-Klasse-Wagen der Deutschen Bahn. Alles voll funktionsfähig, bis zum Schluss. Gerne wieder Toggenburg-Hamburg und retour. Danke Toggenburg, dass du mich ab und zu in die Flucht schlägst.

**Daniela Vetsch Böhi,** 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.



*Die Elbphilharmonie im Bau.* Bild: Thorsten Veith



*Taubenschlagwart Bruno Weber.* Bild: pd

THURGAU

# Freakshow, inkonsequent

Da lässt also diese Jahrhundert-Abstimmung, diese Mutter aller emotionalen Volksentscheide, dieses 54,4-Prozent-Stimmbeteiligungs-Monster – die kantonale Volksabstimmung zum BTS-/OLS-Strassennetzbeschluss – den Thurgau seit kurzem endlich wieder ruhig schlafen. Endlich wieder mal den Nachbar freundlich grüssen. Endlich wieder mal auf die Solidarität mit den anderen Kantonsteilen scheissen dürfen. Durchatmen. Bis dereinst einmal eine tolle Strasse die Zivilisation mit denen dort am Bodensee verbindet. Wenn ich ehrlich bin: Mein Kanton ist mir ideell zerrissen am liebsten. Das erzeugt Spannung. Und dazu muss wohl auch gehören, dass die Thurgauer inkonsequent abgestimmt haben. Eine grosse Strasse wollen sie also. Und dann grad noch eine zweite, kleinere Strasse auch. Aber dafür zahlen? Nein, keine Lust! Doch nun kommts noch viel dicker.

«Freakshow Thurgau Vol. 1» nahm Mitte Oktober bei der morgendlichen Presseschau ihren Anfang. Im «Blick» war von den Labharts – ein Allerweltsgeschlecht in Steckborn – zu lesen. Drei Frauen, schwarz gekleidet, mit Kunstfingernägeln, die verhungern, weil sich der Familienvorstand (55-jährig, Alkoholiker, depressiv) seit kurzem in der Psychi in Littenheid therapieren lässt. Und das in der reichen Schweiz! Am meisten hat aber der Labhart'sche Chihuahua Joya zu beissen. Joya musste mittlerweile ins Tierheim. Wenigstens kriegt das Hündchen dort wieder zu fressen. In der Folgegeschichte einen Tag später meint dann Mutter Labhart (53), ihre Töchter (26 und 24) seien nicht faul. Es sei vielmehr ein rechtliches Problem. Auch dass die drei Labhart-Girls auf der «Blick»-Website und über Facebook Schmäh einstecken, ist da zu lesen. Zum Glück ist Mutter Yvonne Labhart nicht im Telefonbuch eingetragen. So muss dann halt die andere Yvonne Labhart unter bösen Anrufen leiden.

Noch etwas waghalsiger gehts Tage später in Frauenfeld beim inoffiziellen Taubenschlagwart der Stadt zu und her. Auch «Freakshow Thurgau Vol. 2» steht natürlich im «Blick». Bruno Weber (72), pensionierter Metzger mit einer Vorliebe für Frauen aus Südostasien, wird beschieden, dass man sich um seine Nachfolge kümmere. Weber hat immerhin die Kantonshauptstadt von der Taubenplage befreit. Webers Gemeinsamkeit mit den Labharts: Auch er kann nicht mehr essen, aber aus Trauer. Weber lässt sich folgendermassen zitieren: «Ich will unbedingt als Taubenschlagwart weitermachen. Sonst werde ich die Tauben alle umbringen. » Das ist nicht nett, Herr Weber. Wahrscheinlich wird sich der Mann nun mit seinem Sturmgewehr 57 in der Volière auf dem «unteren Mätteli» verschanzen, bis man ihm seinen Job wieder gibt.

Bei all der medialen Aufregung ging fast unter, dass nun die reelle Chance besteht, die Thurgauer Ammänner in Zukunft Gemeindepräsidentin oder Gemeindepräsident nennen zu können. Es regt sich zwar Widerstand aus den eigenen Reihen. Zwei Frau Gemeindeammann (oder Frauen Gemeindeammänner?) finden ihre Bezeichnung gut, so wie sie ist, wollen sich gegen die Gemeindepräsidentin wehren und drohen mit einem Referendum. Da könnte also am Ende gar eine kantonale Volksabstimmung daraus werden. Aber das kommt dann schon gut, weil die Thurgauerinnen und Thurgauer ja auch in Sachen Inkonsequenz im Abstimmungsverhalten inkonsequent sind. Mehr Sorgen bereitet mir da der verrückte Taubenkiller.

**Mathias Frei,** 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

# Wild im Herzen

*Sabin Schreiber scheute keine unbequemen Themen und war in stetem Austausch mit sich und der Umwelt. Sie besass Schalk und mochte die Menschen. Ein Nachruf.*

VON **WOLFGANG STEIGER**

Aber manchmal hatte Sabin ganz einfach die Schnauze voll. Wieder einmal hatte sie die Missachtung der Leistungen von Frauen durch gewisse Männer – auch im eigenen sozialen Umfeld – kalt erwischt. Sie hatte «eine Wolle», wie der Zustand von Wut auf einem Flugblatt von autonomen Frauen aus den Achtzigern in Sabins Nachlass benannt ist. Die Sache mit dem frauenverachtenden, gegen sie und ihre Kolleginnen gerichteten Gong, trug sich irgendwann um das Millennium zu. So kam Sabin zu «Saiten». Statt sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, mischte sie sich ein. Sie tauchte in der zu jener Zeit überaus männerlastigen «Saiten»-Redaktion auf und beackerte zielgerichtet das Feld an Ort und Stelle. Die Zusammenarbeit mit bedeutend jüngeren Kolleginnen und Kollegen scheute sie in keiner Weise. Wie sie übrigens selbst immer jugendlich, irgendwie fast alterslos wirkte. Sie interessierte sich für alle Arten von Menschen, nicht nur Männer und Frauen, sondern auch alle Geschlechter dazwischen, wie Androgyne, Queere, Transmenschen. Ganz besonders fühlte sie sich zu wie auch immer Stigmatisierten hingezogen.

Sie kannte das: Manche Männer geben sich als tolle Hechte, versagen jedoch, wenn es drauf ankommt, und bürden dann die ganze Last den Frauen auf. Wie es zum Beispiel ihrer Mutter Alice Niklaus-Schuster ergangen war. Die Kindheit verbrachte Sabin in Wängi im Thurgau. Ihr Vater Hermann Schreiber war bei ihrer Geburt schon über fünfzig Jahre alt. In seiner Jugend hatte ihm das IOC für einen waghalsigen Segelflug über die Alpen in der Disziplin Aeronautik die Goldmedaille verliehen. Der eigenbrötlerische Vater kümmerte sich mehr um seine Tüfteleien als um die Familie. Als Sabin vierzehn Jahre alt war, liessen sich die Eltern scheiden. Nach der Matura in Frauenfeld begann sie eine Ausbildung als Bibliothekarin an der HSG.

## Anarchy in Güllen

Güllen, wie St.Gallen im Slang der Szene hiess, brodelte bei Sabins Ankunft Anfang der achtziger Jahre. Dort, wo heute die Raiffeisen-City steht, befand sich einen Sommer lang das Autonome Jugendzentrum AJZ. Hausbesetzungen und unkommerzielle Musik- und Filmveranstaltungen stellten das Selbstverständnis der Stadt in Frage. So jemanden wie sie, jung, offen, an Leuten interessiert, sog die autonome Bewegung augenblicklich auf. Sabin tanzte auf dem allerersten Konzert überhaupt in der Grabenhalle im November '81 mit, als die Schroeder Roadshow ihr «Anarchy in Germoney» erdröhnen liessen. Sabin gehörte der Bewegung zu hundert Prozent an, dennoch war sie nie dogmatisch. Sie behielt immer ihren Standpunkt, der ihr jederzeit eine differenzierte Beurteilung ermöglichte. Nach der Ausbildung ging sie ganz in der selbstverwalteten Szene auf. Sie verkaufte Bücher in der Comedia, im Schwarzen Engel arbeitete sie im Service. Ausserdem engagierte sie sich in politischen Gruppen.

Die Achtziger gehörten der autonomen Parallelwelt. Ein ziemlich unstrukturiertes kollektives Wir stand in Opposition zu Staat und bürgerlicher Gesellschaft und bestimmte den Alltag der Akteure. In der hochpolitisierten Zeit nahmen Frauenthemen einen wichtigen Platz ein. Sabin gehörte zur Gruppe, die monatlich die «Graz» (Grabenzeitung) herausbrachte. Neben dem Veranstaltungsteil der Grabenhalle behandelte die «Graz» vor allem Politisches. Frauenthemen kamen in praktisch jeder Nummer zur Sprache. In den 27 Ausgaben von März '88 bis Juni '91 veröffentlichte die «Graz» Artikel zu Sextourismus und Frauenhandel, sexistischer Werbung, Gewalt in der Beziehung, Frauenhaus, Frauenbeiz, Vergewaltigung, Walpurgisnacht und Hexen, Wyborada, Frauen hinter der Kamera, Frauen in El Salvador et cetera. Einer der durchgängig nicht gezeichneten Artikel könnte von Sabin stammen. Er behandelt mit differenziertem Blick die Frauen in der islamischen Gesellschaft. Sie war einmal nach Israel gereist und sah, wie israelische Bagger das Haus von Palästinensern niederrissen. Das hinderte sie nicht daran, den Antisemitismus der Linken anzuprangern. Vor unbequemen Themen scheute sie sich wahrlich nicht.

Höhepunkt der Ära der autonomen Szene in St.Gallen war kurz vor Weihnachten 1988 die Besetzung des seit Jahren leerstehenden Hotels Hecht am Marktplatz. Sabin unterstützte die Forderungen der Besetzerinnen und Besetzer tatkräftig. Es ging um eine Theater- und Musikwerkstatt, um eine Unterkunft für Obdachlose, einen Fixerraum, eine Gassenküche und Raum für Flüchtlinge als Alternative zu den Zivilschutzbunkern. Sabin sammelte Zeitungsausschnitte und Flugschriften, half Presseerklärungen verfassen und schrieb Sitzungsprotokolle. Die geübte Archivarin ordnete später alles Material zur Hechtbesetzung mustergültig und übergab es noch Anfang dieses Jahres dem St.Galler Stadtarchiv, unter anderem zusammen mit gesammelten Grabenzeitungen und Vorträgen vom Anfang der Erfreulichen Universität im Palace, die sie anzuschieben geholfen hatte. Wer die Vorgänge und Hintergründe um die Hechtbesetzung künftig erforschen will, ist nicht mehr ausschliesslich auf Polizeiprotokolle und Zeitungsmeldungen angewiesen. Sabins Archivalien ermöglichen jetzt auch den Innenblick auf die Gruppe der Akteurinnen und Akteure.

## Vom Machen zur Theorie

Später dann in den neunziger Jahren, nicht zuletzt in der Folge der globalen Umwälzungen, zerfiel auch in St.Gallen die autonome Sondergesellschaft. Die Akteure waren genötigt, sich anders zu orientieren. Sabin Schreiber begann in Zürich Geschichte zu studieren. Vom handelnden Subjekt wie bei der Hechtbesetzung, welches Quellen für die spätere Geschichtswissenschaft produziert, wechselte sie sozusagen zur Gegenseite. Die Theorie und das Machen standen aber für sie keineswegs in unvereinbarem Gegensatz.

Für ihre Dissertation nahm sie sich einem Gegenstand an, dem sich die historische Forschung in der Schweiz bisher kaum gewidmet hatte: die Geschichte der jüdischen Bevölkerung. Im fensterlosen Archivraum unter dem Spelterinischulhaus ging sie systematisch die Niederlassungsregister von St.Gallen von 1803 bis 1933 durch. Diese Knochenarbeit in klassischer Methodik war nötig, um überhaupt einmal einen Überblick über die jüdische Wohnbevölkerung zu erhalten. Weiteres Material kam aus den Archiven der Vereine der beiden jüdischen Communities in der Stadt, von der die eine westeuropäisch und die andere osteuropäisch geprägt war. «Hirschfeld, Strauss, Malinsky» von Sabin Schreiber gilt heute als Standardwerk zum bisher vernachlässigten Thema. Das Interesse der Autorin an den menschlichen Geschichten ist durch und durch spürbar und macht das Buch zum spannenden Bilderbogen vergangenen Lebens in dieser Stadt. Nicht Steinhaufen angehäufter Fakten schuf sie – mit der geschickten Verknüpfung von Mikro- mit Makrogeschichte und mit Themen wie Im-

Bild: Urs Arnold

migration und Antisemitismus greift das Buch vielmehr über seinen Zeitrahmen hinaus bis in die Gegenwart.

Die Texthinterlassenschaft Sabins umfasst auch einen über zwölf Jahre hinweg geführten Mailwechsel mit ihrer BFF (Best Friend Forever). Zwar hütet Sabins Freundin begreiflicherweise noch den doch sehr persönlich gemeinten Textfluss, aber ein Blick auf den ausgedruckten Stapel von Mails lässt dessen Bedeutung erahnen. Hier schlummert für die Zukunft ein lebensnahes Abbild der St.Galler Nuller-Jahre voller Schalk und voller Empathie für das soziale Umfeld mit unzähligen Hinweisen auf das vielfältige kulturelle Leben. Bestimmt dokumentiert das Konvolut auch Sabins berufliche Situation als Leiterin des Zebu (Zentrum für das Buch), einer Unterabteilung der Kantonsbibliothek.

Zu «blütenweiss bis rabenschwarz», 200 Porträts von St.Galler Frauen, steuerte sie sechs Lebensbeschreibungen bei, die in der Summe so etwas wie ein Selbstporträt ergeben: Da war die Fürsorgerin, die sich gegen Misshandlung und Ausbeutung von Frauen engagierte; die vielleicht erste Fotografin in St.Gallen, die 1883 ins Gefängnis kam, weil sie in ihrer Not Banknoten fälschte; oder die Genossin Kunz aus Degersheim, die an der gewerkschaftlich organisierten Rorschacher Frauenkonferenz die Protokolle verfasste. Von der Frau aus der Unterschicht sind nicht einmal gesicherte Lebensdaten vorhanden.

## Der eigene Raum

Sehr berührend gelang Sabins Porträt der Anna Fässler-Blumer, die von 1915 bis 2001 lebte. Das Ungewöhnliche an ihrer sonst durchschnittlichen Existenz als Hausfrau und Mutter sind 53 Jahres-Agenden aus der EPA, in die Anna Fässler-Blumer täglich einige Stichwörter zu Erlebtem, Begegnungen, Orten notierte. Sabin pochte selbst ebenfalls auf ihre eigenen Gedankenräume und verteidigte bis zuletzt, auch während ihrer Krankheit, ihren analytischen Standpunkt. Wie in der Geschichte von der Katze des Rabbiners, die einen Papagei frass und so sprechen lernte, hatte Sabin eine innere Instanz, mit der sie in ständigem Diskurs sein konnte.

Aber in ihrer Lage mit der fortschreitenden Krebserkrankung half eine nüchterne Analyse immer weniger. Sie ging allein in den Hätterenwald hinauf und suchte im Feuer und im Duft der Kräuter eine spirituelle Dimension. Sie liess sich mit den Totem-Tieren ein, welche als Boten einer anderen Welt dem unausweichlichen Tod den Schrecken nehmen. Sie fand Trost in der Musik. Sie lauschte der engelsgleichen Stimme Antony Hegartys von Antony and the Johnsons. Das Falsett des androgynen Sängers, seine melancholischen Songs mit Flügel und Streichern spendeten wohltuende Traurigkeit. Wenn Antony sang: «Hope there's someone, who takes care of me, when I die», wusste Sabin, sie hatte Urs Arnold und ein starkes soziales Netz, das bis über den Schluss hinaus halten würde.

Sabin Schreiber starb am 8. August 2012. An einer Gedenkveranstaltung beim Hätterenwald waren nochmals alle gekommen. An diesem makellosen Sommertag waren unter der Menge der Trauernden auf der Hügelterrasse am Waldrand mit Sicht weit über den Bodensee hinaus auch viele Beteiligte am kollektiven Wir aus autonomen Zeiten auszumachen.

Urs Arnold brachte später die Asche von Sabin zum Mungiroi über dem Avers-Tal, der Wasserscheide zwischen Nordsee und Mittelmeer. Unter Harz- und Kräuterduft verstreute Urs die Asche. Der Wind trug sie in den Süden. ◇

# Ins rechte Licht gerückt

*Als 2008 eine Werkbiografie über den Thurgauer Bauerndichter Alfred Huggenberger angekündigt wurde, war die Aufregung gross. Ganz anders jetzt. Ein halbes Jahr nach der Publikation ist es noch immer ruhig darum. Das Autorenduo Rea Brändle und Mario König schildert den Autor als deutschfreundlich, aber nicht als Nazi-Freund.*

VON **HARRY ROSENBAUM**

SAITEN: Die SBB haben 2006 die geplante Taufe eines Intercity-Zuges auf den Namen des Thurgauer Bauerndichters Alfred Huggenberger abgesagt. Grund dafür war dessen ungeklärtes Verhältnis zu Nazi-Deutschland. Der Nazi-Vorwurf an den Thurgauer «National-Dichter» sorgte für einige Verwirrung.

REA BRÄNDLE: Der Verdacht war nicht neu. Er wurde schon zu seinen Lebzeiten erhoben und ist nie ganz verstummt. 2007 wurde er sehr virulent.

Warum wollten die SBB einen IC nach Huggenberger benennen?

MARIO KÖNIG: Die Initiative ging nicht von den SBB, sondern von der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft aus. Dieser Antrag wurde abgelehnt.

Es heisst, dass der Historiker und Journalist Markus Schär in einem Zeitungsartikel über Huggenbergers Nazi-Sympathien geschrieben habe und die SBB daraufhin nichts mehr von der «Patenschaft» wissen wollten. War das so?

MARIO KÖNIG: Nein, obwohl das immer wieder so kolportiert wird. Besagter Artikel stammte von Esther Simon und erschien im Dezember 2006 in der «Thurgauer Zeitung». Wie weit dieser Text für die SBB ausschlaggebend war, entzieht sich unserer Kenntnis. In den Lexika waren die Vorwürfe an Huggenberger längst bekannt.

Was hat Sie als Zürcher Germanistin und als Basler Historiker dazu bewogen, sich für den Werkbiografie-Auftrag, den der Thurgauer Regierungsrat 2008 ausgeschrieben hat, zu bewerben?

REA BRÄNDLE: Wäre es nur darum gegangen, den Nazi-Verdacht abzuklären, hätte ich mich nicht beworben. Mich interessierte der Auftrag, in einer ausführlichen Biografie den ganzen Huggenberger zu zeigen. Und da finden sich meines Erachtens auch die spannendsten Resultate unserer Arbeit.

MARIO KÖNIG: Von meiner Seite war die Klärung der Beziehung zu Deutschland schon wichtig. Aber Huggenberger lässt sich nicht auf diesen Aspekt reduzieren, das war uns von Anfang an klar: Er war ein überaus populärer Autor lange vor der Nazi-Herrschaft, in der deutschsprachigen Schweiz wie in Deutschland. Seine Karriere ist ein Teil des schweizerisch-deutschen Kulturtransfers; und sie ist ein spannendes Kapitel in der Geschichte der populären Lesestoffe.

Huggenberger war im Dritten Reich viel beachtet. Mit seiner bäuerlichen Heimatliteratur erzielte er hohe Auflagen, ging auf Lesereisen und erhielt Literaturpreise. Nach dem Krieg war er schnell out. Seine Bauernwelt gehörte der Vergangenheit an. Was ist an diesem Blut-und-Boden-Dichter trotzdem heute noch spannend?

REA BRÄNDLE: Er war schon vor dem Ersten Weltkrieg als Autor sehr beachtet. Und aus dieser frühen Zeit stammen seine besten Werke, der Roman «Die Bauern von Steig» zum Beispiel, Erzählungen über eigenwillige Frauen wie «Elsbeths Enttäuschungen», «Die Katzenjungfer» oder «Klaus Inzuben und seine Tochter». Zu den besten Texten gehören auch einzelne Geschichten über Knechte, «Daniel Pfund» sowie «Der verkehrte Jakob Stockauer». Diese Werke sind heute noch lesenswert.

Es gab bisher keine Biografie, nicht einmal eine gesicherte Bibliografie über Huggenberger. Wie haben Sie sich in dieser Informationswüste organisiert?

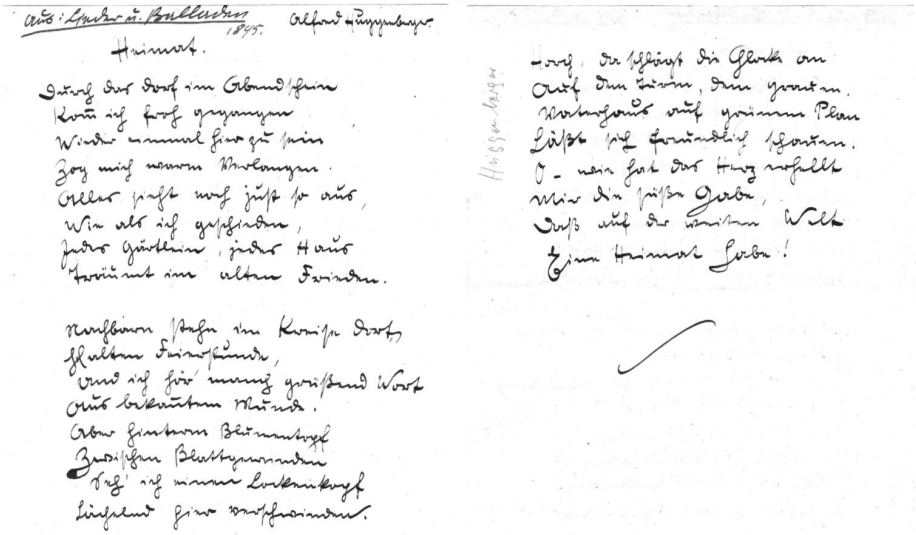
REA BRÄNDLE: Den Nachlass durchgesehen, seine Bücher gelesen, weitere Quellen gesucht – und nachgedacht.

MARIO KÖNIG: Wichtig war auch, den Nachlass zu ergänzen mit den von ihm geschriebenen Briefen. Die liegen meist in den Nachlässen anderer Personen und waren dort aufzustöbern.

Es wird behauptet, der Schwiegersohn des Bauerndichters habe einiges Material aus dem Nachlass vernichtet, damit Huggenberger vor allem politisch nicht belastet werden könne.

MARIO KÖNIG: Es gibt keine Anhaltspunkte, dass eine solche Säuberung von Seiten der Angehörigen stattfand. Aber klar: Es ist nicht alles vorhanden, gewiss hat er selber auch manches weggeworfen. Das macht jeder.

**Rea Brändle und Mario König: Huggenberger – Die Karriere eines Schriftstellers.** Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau. Frauenfeld 2012. Fr. 48.–


Aus: Lieder u. Balladen 1895. Alfred Huggenberger

Heimat.

Durch das Dorf im Abendschein
Kam ich froh gegangen
Wieder einmal hier gut sein
Zog mich neuen Verlangen.
Aber sieht noch just so aus,
Wie alt ich gesehen,
Jedes Gärtchen, jedes Haus
Vertraut im alten Feinden.

Neulichen stehen im Kreise doch
Schulkinder beisammen,
Und ich hör' manch grüßend Wort
Aus bekanntem Munde.
Aber hinterm Blütenstrauch
Zwischen Blattgrünen
Sieht ich manch Lockenkopf
Lächelnd hervorschauen.

Hoch, die Schaut die Glocke an
Auf den Turm, den grauen.
Vorbeigehen auf grünem Plan
Läßt ich freundlich schauen.
O – nein Gott der Herr erhalte
Wie die jetzige Jahre,
Daß auf der weiten Welt
Zum Heimat Habe!

*Aus Huggenbergers früher Zeit (hier die Ballade «Heimat» von 1895) stammen seine besten Werke, findet Rea Brändle.* Bilder: Staatsbibliothek zu Berlin

# Borderliner am rechten Rand

*Valentin Landmann wurde als Milieuanwalt bekannt. Seit er auch SVP-Politiker betreut, stürzen sich die Medien auf ihn. Da Landmann ein St. Galler ist, hat er auch eine St. Galler Vorgeschichte. Und die spielte stets am rechten Rand.*

VON **RALPH HUG**

STA

uss nicht ins Gefän

r wegen Geldwäscherei – Freisprüche in den übrigen Anklage

FOTOS GREGOR FUST

Nach dem Freispruch Handschellen weg: Richi, Freundin Priska (20) und

wies: Richi w

– Freispru

Türen geschlossen wurden. Richi habe T-Shirt und Jeans getragen, das wisse sie noch ganz genau.

Verteidiger Landmann fragte zurück, Punkt für Punkt.

Wurde die EPA in Baden an jenem Donnerstag wegen

Dann zerfetzte er alle Aussagen der Zeugin

des folgenden Karfreitags nicht früher geschlossen? Ja, vielleicht hatte sie nur die

*Valentin Landmann in den Medien – 1982, 1985, 1996.* Bilder: Archiv Pressebüro St.Gallen

Landmanns Mutter war die Schriftstellerin Salcia Landmann. Sie wurde mit Büchern wie «Der jüdische Witz» bekannt, aber auch mit antikommunistischen Tiraden und exaltierten Thesen. So behauptete sie, die Welt wolle einen zweiten Judenholocaust. Kann es da verwundern, dass der Sohn schon früh rechts einspurte? 1970 war Valentin Mitglied des rechtslastigen Schülerzirkels «Gruppe 4». Dazu gehörten auch Konrad Hummler und Adrian Rüesch. Man traf sich in seinem Elternhaus am unteren Rosenberg und heckte Spionagepläne aus. Natürlich gegen Linke und 68er. Unter anderem pirschten die Jungschnüffler zum Naturfreundehaus auf dem Kaien, wo der kommunistische Verleger Theo Pinkus Referate hielt. Die Erkenntnisse landeten prompt beim Staatsschutz und in den Fichen.

### Karriereknick an der HSG

Als Jus-Student in Zürich trat Landmann der SVP bei, weil Alexander Baumann und Hans Scharpf, zwei spätere Rechts-Haudegen, ihn anwarben. Blocher war damals noch in weiter Ferne. Zurück in St.Gallen wechselte er dann die Partei. Hier war nicht die SVP gefragt, die es gar nicht gab, sondern die FDP. Landmann machte schnell Karriere als Ersatzrichter und Lehrbeauftragter an der HSG. Dann wurde ihm sein Hang zum Rockermilieu und sein Drang zur Selbstinszenierung zum Verhängnis: 1985 lud er die drei Hells Angels Black Wagner, Sigi Huber und Gary Nembrini an eine FDP-Veranstaltung in St.Gallen ein. Er präsentierte sie als freiheitsliebende Individualisten, die nichts Böses tun.

Der wahre Grund war Weisswäscherei. Denn gleichzeitig lief die grossangelegte Polizeiaktion «Hamrich» (Hamburg-Zürich) gegen die Hells, denen Erpressung, Zuhälterei und Tätlichkeiten vorgeworfen wurde. Es war der Teufel los: Die FDP kam unter Druck und distanzierte sich von Landmann. Der damalige Parteisekretär Peter Weigelt, später Nationalrat, schrieb in einem Communiqué, Landmann habe die Veranstaltung «für seine privaten Interessen» missbraucht. Man wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben.

Landmanns aussichtsreiche Karriere war mit einem Schlag dahin. Er verlor auch seinen Lehrauftrag an der HSG. Das ging so: Die juristische Abteilung kündigte an, das Mandat zu überprüfen, weil sich Landmann mit einer Gruppierung identifiziert habe, die «nahe an kriminellen Kreisen» sei. Der tatsächliche Rausschmiss kam aber in Form eines Briefs von FDP-Regierungsrat Ernst Rüesch: Der «empfahl» ihm den Verzicht. Landmann sah es ein und nahm den Hut, bevor er die Kündigung erhielt. Er ging weg nach Zürich.

### Zwielichtige Bankgeschäfte

Wenn Landmann heute als «Berater» von Christoph Mörgeli auftritt, so sind die Parallelen offenkundig. Beide sehen sich als Mobbingopfer. Das verbindet. Nach dieser Affäre musste Landmann als selbständiger Rechtsanwalt untendurch. Er beging auch Fehler, indem er einem Freund aus dem Milieu, der Kokainhändler war, eine liechtensteinische Anstalt zur Verfügung stellte. Über diese flossen Drogengelder in Millionenhöhe. Landmann bestritt vor Gericht, von der Herkunft der Gelder gewusst zu haben. Man glaubte ihm nicht. Er erhielt wegen Geldwäscherei eine bedingte Gefängnisstrafe von zwölf Monaten. Drei Monate lang war er im Beruf als Rechtsanwalt eingestellt. Das Patent verlor er hingegen nicht.

Valentin Landmann bewegte sich stets in rechtsgewirkten Kreisen. Das erklärt seinen heutigen Aufstieg zum SVP-Anwalt. Christoph Mörgeli, Hermann Lei und Ulrich Schlüer sind schon seine Klienten, mit Blocher trifft er sich zum Essen. Und auch mit Hummler ist er in Kontakt. Über ihn sagte er einmal den bemerkenswerten Satz: «Konrad Hummler ist ein sehr interessanter Mann. Er hat mit seinem liberalen Gedankengut, welches das Schweizerische betont, seine Bank Wegelin vor der Katastrophe bewahrt. Er hatte nie das Gefühl, risikofreudiges American Banking betreiben zu müssen.» So kann man sich irren. ◇

# Kondome für Obama

Die Nacht legt sich in diesen Herbsttagen kühl über New York. An der Keap Street in Williamsburg im Stadtteil Brooklyn ziehen sich die Mitglieder des Partido Revolucionario Dominicano in ihr kleines Lokal zurück. Das Brettspiel, in das die Männer auf dem Bürgersteig versunken waren, wird zusammengeräumt. Jetzt wechselt man zum Kartenspiel, es wird gelacht, getrunken, geraucht und lautstark diskutiert.

Für Obama sind sie alle, das zeigt nur schon das Portrait des Präsidenten, das ins Schaufenster des einstigen Kiosks gehängt wurde. Das ist aber kein Grund dagegen, heftig zu debattieren. «Vieles macht er nicht gut, el Presidente», sagt Esteban, Hausmeister und seit über zwanzig Jahren an diesem Strassenblock, «er kann noch viel besser werden.» «Zuerst musste er das Land aus der Krise bringen, in die uns Bush und seine Meute geritten haben», sagt Pedro, der den ganzen Tag vor dem Delikatessen-Geschäft an der Ecke steht und von dem niemand so richtig weiss, was eigentlich sein Job ist. In ihrem Eifer wechseln die Männer in ihre Muttersprache, vergessen, dass der Besucher einer der wenigen in diesem Quartier ist, der kaum Spanisch spricht. Im knappen Rennen um die Präsidentschaft wird die laufend wachsende lateinamerikanische Wählerschaft stark umworben. Seit 2008 ist die Zahl der wahlberechtigten Latinos um vier Millionen auf fast 24 Millionen angewachsen, sie machen heute elf Prozent des Wahlvolkes aus.

### Eine Mehrheit für die Homo-Ehe

Vor dem Lokal ist Melanio mit seinem Velo anzutreffen, das er zur fahrenden Essbude und gleichzeitig zum Obama-Werbestand umgebaut hat. Täglich fährt der 65-jährige Mann um die Strassenblocks und verkauft im Sommer Eisbecher, im Winter von seiner Frau zubereitetes Chicharron, Schweinefleisch mit Reis. Den Obama-Fan stört es nicht, dass der Präsident sich für die Ehe von gleichgeschlechtlichen Paaren ausgesprochen hat. «Wieso sollen Homosexuelle nicht heiraten dürfen, wenn sie das glücklich macht», fragt er. Melanio, Betreiber des Clubs der revolutionären Dominikaner, gehört mit dieser Ansicht seit neustem zur Mehrheit der Latinos. Laut einer Umfrage des Pew Hispanic Center Mitte Oktober unterstützen 52 Prozent der Wählerinnen und Wähler mit lateinamerikanischen Wurzeln die Idee der Ehe für Homosexuelle, 34 Prozent sind dagegen. Noch vor sechs Jahren war es umgekehrt: Die stark christlich geprägte Latino-Wählerschaft war damals zu 56 Prozent dagegen, nur 31 Prozent befürworteten die gleichgeschlechtliche Ehe.

Immer noch aber stufen viele christliche Kirchen in den USA die Homosexualität als Sünde ein. Hier in Williamsburg steht an jeder zweiten Ecke ein Gotteshaus, sie haben oft die grossartigsten spanischen Namen, sind oft aber nicht viel mehr als ein «Hole in the Wall», eine Bude von der Grösse eines Tante Emma-Ladens. Davor Basketball-Felder und Handball-Wände. Im Schatten einer grossen, einst deutschlutheranischen Kirche probt Marco seine Basketball-Würfe. Die Kids, die sich nach der Schule auf den Sportplätzen zum Spiel treffen, interessiert die grosse Politik nicht. «Meine Eltern wählen Obama, obwohl sie oft auch über ihn fluchen», sagt der Junge im gelben «I love NY»-T-Shirt.

Auch wenn es noch – vorwiegend katholische – Organisationen gibt, die gegen die Ehe für Gleichgeschlechtliche weibeln, wird dies Obama kaum die Stimme der Latinos kosten: Der republikanische Herausforderer Mitt Romney ist hier keine Alternative, nur knapp zwanzig Prozent der Latino-Amerikaner werden laut Umfragen dem Mormonen aus Michigan die Stimme geben.

### Das kleinere Übel

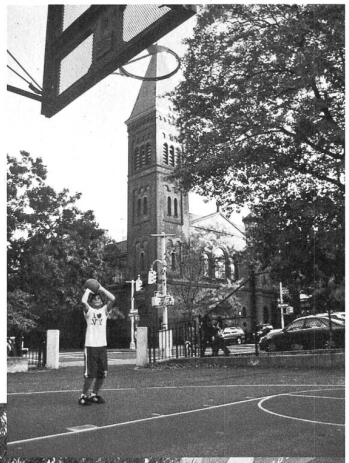
«Die wachsende Unterstützung der Latinos für das Recht auf Heirat für alle kommt nicht überraschend», befindet Lourdes Rodriguez-Nogues, Präsidentin der Organisation Dignity USA, eine der wenigen katholischen Gruppen, die sich für die Rechte von homosexuellen Männern und Frauen einsetzten. Die Familie sei in den lateinamerikanischen Kulturen das Allerwichtigste. Man wolle für alle Familienmitglieder das Beste, auch für die schwulen und lesbischen.

«Es geht doch nicht darum, ob Menschen homo- oder heterosexuell sind, sondern ob sie positive Energie haben», findet Sharon, besser bekannt als «The Jojo-Lady». Seit 25 Jahren verkauft sie in der U-Bahn Leuchtstreifen, Spielzeug und politische Abzeichen und Anhänger. Die schwarze Frau mit ihren vielen tiefen Taschen bezeichnet Obama als das «kleinere von zwei Übeln». Er habe viele seiner Wahlversprechen nicht erfüllt, bemühe sich aber doch mehr um den Durchschnitts-Amerikaner als der schwerreiche Republikaner Romney. Im Sinne Obamas und seiner Unterstützung der gleichgeschlechtlichen Ehe verkauft Sharon heute in der U-Bahn Kondome. «Vor Gebrauch ist gute Urteilskraft gefragt», steht auf der Verpackung, die einen lachenden Obama zeigt. Sharon hofft, dass er wiedergewählt wird: «Sonst müsste ich meinen Glauben an die USA in Frage stellen.»

Im überwiegend von demokratischen Wählern geprägten New York ist Romney bestenfalls Ziel des Spottes. Man weiss aber auch, dass die demokratische Mehrheit der Stadt auf das nationale Resultat der Abstimmung wenig Auswirkung haben wird. «Romneys Aussage, 47 Prozent der Amerikaner seien Nichtsnutze, macht mir Angst», sagt Cephas Ampha, ein junger Jamaikaner, der Sportartikel verkauft. Als ehemaliger Anwalt sei aber auch Obama nicht so progressiv wie man sich das gewünscht habe. Die Unterstützung der gleichgeschlechtlichen Ehe bezeichnet Cephas als überraschend mutig. An die Wiederwahl des «Bruders» glaubt er: «Die schwarze Gemeinschaft ist stolz auf ihn, nicht nur in den USA, sondern auf der ganzen Welt».

### Gib es ihm!

«Du lügst!» schreit Leane Clifton den grinsenden Romney auf dem Breitbildschirm in der Bar Soft Spot an der Bedford Avenue an. Das Lokal ist voll besetzt, entsetzt verfolgt das Volk, wie der Republikaner in der ersten TV-Debatte den Präsidenten blass aussehen lässt. Hohe Einschaltquoten erzielten die Streitgespräche zwischen Präsidentschafts-Kan-



Bilder: Roman Elsener

didaten schon seit der Erfindung des Fernsehens, man schaute zu Hause, vielleicht mit Freunden. Neu ist, dass sich die New Yorker nun wie für Übertragungen wichtiger Baseball- oder Football-Spiele in Clubs und Bars treffen und ihr Team anfeuern. «Gib es ihm, Obama», ruft Leane. Dass er für die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare ist, gibt für die ältere, lebensweise Lesbe aber keineswegs den Ausschlag: «Das heisst bloss, dass es nun doppelt so viele Leute gibt, die ich nie heiraten werde», lacht sie.

Leane glaubt nicht, dass das grosse Interesse an den Fernsehdebatten ein Anzeichen dafür sein könnte, dass es am 6. November zu einer hohen Stimmbeteiligung kommt, im Gegenteil. Dass Obama in seinen ersten vier Jahren wenig habe bewegen können, führe bei vielen zu einer Frustration gegenüber der Politik. Die Hoffnung, die vor vier Jahren bestanden habe, sei der Desillusionierung gewichen. Es macht sich ein wenig das Gefühl breit, dass Obama seine ganze Kraft darauf verwendet habe, Präsident zu werden. Dort angekommen, schien er in den vergangenen vier Jahren zuweilen etwas rat- wenn nicht gar lustlos. Gehen weiter Millionen von Amerikanern nicht zur Arbeit und die Enttäuschten nicht an die Urne, könnte dies Obama zum Verhängnis werden.

Der Präsident und sein Team scheinen dies unterdessen erkannt zu haben. Seit der zweiten Debatte ist er, wie die Amerikaner sagen, in full swing. Dass er wenig zustande gebracht habe, widerlegt er auf Besuch in New York in der «Daily Show» von Jon Stewart, dessen satirische Nachrichtensendung im lärmigen Medienspektakel des US-Wahlkampfes längst mehr ist als Komik, eher schon ein täglicher Aufruf an die Vernunft.

Vor vier Jahren habe er versprochen den Krieg in Irak zu beenden, das Gesundheitswesen zu reformieren, sich auf den Kampf gegen Al Kaida zu konzentrieren und die Autoindustrie zu retten, sagt Obama. «Das haben wir gemacht.» Er fügt an, Job des Präsidenten sei es nicht nur, jene Projekte voranzutreiben, die funktionierten, sondern auch Dinge, die nicht machbar seien, zu verhindern. Und Romneys Politik führe zurück in jene Sackgasse, in die Bush lenkte.

### Achtung vor faulen Orangen

Sami aus dem Jemen führt einen kleinen Lebensmittelladen am Broadway in Williamsburg, der Einkaufsmeile für Arme unter der Hochbahn des Zuges, der Richtung Flughafen JFK rattert. «Die USA sind immer noch das mächtigste Land der Welt, und es ist wichtig, dass es von einem guten Mann geführt wird», sagte Sami, der sich vor fünf Jahren einbürgern liess und zusammen mit seinen vier Mitarbeitern für Obama stimmen wird. «Romney könnte noch schlimmer sein als Bush», sagt er und weist auf eine Schachtel voller Orangen: «Mit der Welt ist es wie mit dieser Orangenkiste: Ist eine darin faul, verderben rasch alle.» *Roman Elsener, New York*

Der Rorschacher Roman Elsener lebt als Journalist und Musiker seit 1996 in New York. Er schreibt unter anderem für die «NZZ am Sonntag» und die Schweizer Nachrichtenagentur «SDA».